

Nummer 7 | 19. Februar 2016

Süddeutsche Zeitung Magazin



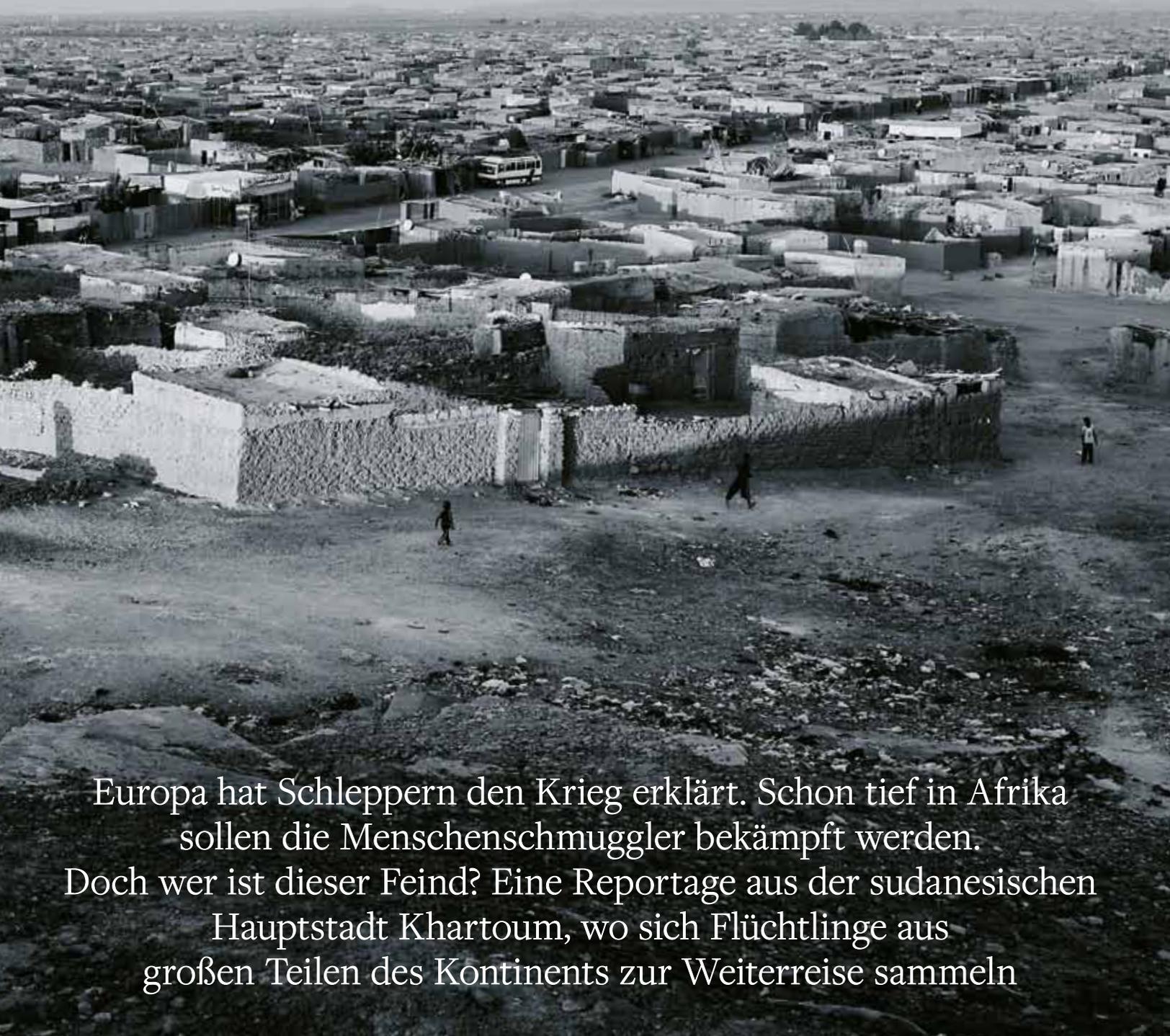
A M A N F A N G U N D A M E N D E

Europa hat Schleppern den Krieg erklärt, die Hunderttausende Flüchtlinge aus Afrika auf unseren Kontinent schleusen. Ist dieser Krieg zu gewinnen? Eine Reportage aus Khartoum – einer gewaltigen und gnadenlosen Transitstation des Menschenschmuggels

Text MICHAEL OBERT

Fotos MATTHIAS ZIEGLER

DER FLUCHTPUNKT



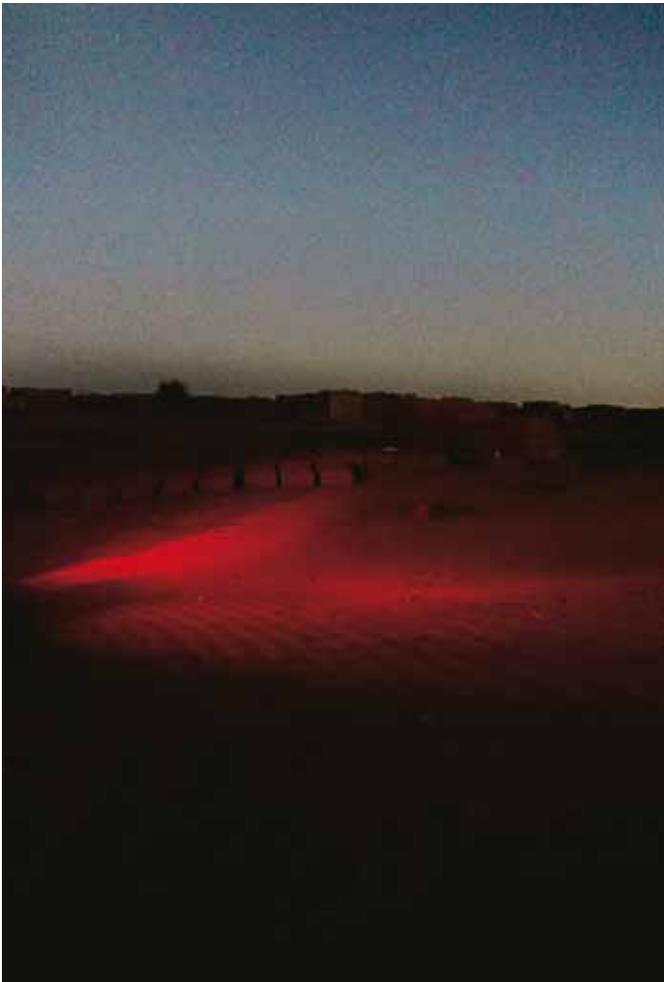
Europa hat Schleppern den Krieg erklärt. Schon tief in Afrika sollen die Menschensmuggler bekämpft werden. Doch wer ist dieser Feind? Eine Reportage aus der sudanesischen Hauptstadt Khartoum, wo sich Flüchtlinge aus großen Teilen des Kontinents zur Weiterreise sammeln



Linke Seite:
Viele Flücht-
linge kommen
in Khartoums
Außenbezirk
Ombada unter.
Diese Seite:
Yonas wurde
auf seiner
Flucht gefoltert.



Khartoum ist ein Moloch aus Beton und Lehm mit mehr als sechs Millionen Einwohnern.



Links: Von Omburdan nahe Khartoum fahren die Lastwagen in Richtung Libyen ab. Rechts: Dieser Flüchtling hat Verwandte in Frankfurt. Sie wollen ihn legal nach Deutschland holen.

S

Sein rechter Oberarm ist mit Narben überzogen, an seinem Hals klaffen Einschnitte wie von einem Draht. Sein Atem geht schnell, seine Hände zittern. »Sie kamen aus dem Nichts, acht Männer mit Messern, Schwertern und Kalaschnikows«, sagt Yonas so leise, dass wir ihn kaum verstehen können. »Sie fielen über uns her wie Tiere.«

Auf den Tischen des Straßencafés sitzen Fliegen. An den Bordsteinen häuft sich Flugsand aus der Sahara. Junge Männer mit ausgezehnten Gesichtern hasten vorbei, geduckt, mit nervösem Blick, unterwegs auf einer Odyssee, die sie über ein Geflecht aus Straßen, Pisten, Vieh- und Schmugglerpfaden mehr als 5000 Kilometer durch die Wüsten Libyens und Ägyptens über das Mittelmeer führen wird. Auf der gefährlichsten Migrationsroute der Welt. Nach Europa.

»Ich will einfach nur frei sein«, sagt Yonas, 20, auf der Flucht vom Horn von Afrika nach Deutschland; seine Finger tasten über die Einschnitte am Hals. »Ich will einfach nur ohne Angst leben.« Dann bittet er uns um ein Taschentuch. Eine der Wunden hat sich geöffnet. Blut tropft auf den Tisch.

Wir sind nach Khartoum gereist, in die Hauptstadt der Republik Sudan am Zusammenfluss des Blauen und des Weißen Nils, um an dieser gigantischen Transitstation für Flüchtende aus weiten Teilen des afrikanischen Kontinents etwas über jene unsichtbare Kraft herauszufinden, die Europa in seiner Flüchtlingspolitik beschwört. Angela Merkel nennt sie »Menschenhändler«. Für Italiens Ministerpräsident Matteo Renzi sind sie die »Sklavenhändler des 21. Jahrhunderts«. François Hollande hält sie sogar für Terroristen.

Bei der Überfahrt in ihren Booten sind Tausende von Afrikanern im Mittelmeer ertrunken. Europa hat den Schlepperbanden nun den Krieg erklärt. Flugzeugträger, Hubschrauber, Drohnen und bewaffnete Soldaten jagen sie auf hoher See. »Wir müssen alles tun, um diese kriminellen Gangs zu zerschlagen, die den furchtbaren Handel mit Menschen immer weiter anheizen«, fordert der britische Premierminister David Cameron. Künftig sollen Schlepperbanden auch tief im afrikanischen Hinterland bekämpft werden. In Khartoum wollen wir herausfinden, welchen Feind Europa dort vernichten will.

»Nicht einmal Gott hätte mich in Eritrea halten können«, sagt Yonas, der junge Mann im Café. Mit der einen Hand bekreuzigt er sich, mit der anderen drückt er unser Taschentuch

an seinen Hals. Schlepper hatten ihn und neun Gefährten zu Fuß aus Eritrea geführt, einer Militärdiktatur am Horn von Afrika. Im Grenzgebiet zu Sudan, einem 600 Kilometer langen Niemandsland aus Geröll und Sand, kassierten sie ihren Lohn und ließen die Flüchtlinge in der Wüste stehen. Kurz darauf griffen schwer bewaffnete Männer an.

Mit vorgehaltener Kalaschnikow ketteten sie die Eritreer mit Metallringen an den Fußgelenken fest, karren sie in ein Versteck in der Wüste und ließen sie dort tagelang im Sand knien. Ein Becher Wasser, ein halbes Stück Brot, morgens und abends Peitschenhiebe mit Stromkabeln. »Für jeden von uns verlangten sie 15 000 Dollar Lösegeld«, sagt Yonas. »Sie schrien: Ruf deine Familie an, die sollen zahlen!«

Weil er sich weigerte, drückten sie Zigaretten auf seinem Arm aus, wickelten einen Draht um seinen Hals und würgten ihn, bis das Blut über seine Schlüsselbeine lief und ihm schwarz vor Augen wurde; als er wieder zu sich kam, legten sie Plastiktüten auf seine Schulter und zündeten sie an. Yonas blickt sich im Café um, dann zieht er sein Hemd ein Stück herunter. Sein Schultergürtel ist bis auf die Knochen versengt. »Zuerst taten sie es wegen des Geldes, später auch zum Spaß.« Irgendwann ließen sie ihn laufen. Seine Familie hatte 800 Dollar gezahlt.

Sobald wir das Wort Menschenhändler erwähnen, werden Verabredungen wieder abgesagt

Hier also, auf der Khartoum-Route aus dem Horn von Afrika zum Mittelmeer, will Europa künftig jene Banden bekämpfen, die Menschen wie Yonas nicht nur über Grenzen schmuggeln, sondern auch entführen und foltern. Im Einzugsgebiet der Khartoum-Route liegen sechs der zehn wichtigsten Herkunftsländer von Flüchtlingen: Sudan, Südsudan, Eritrea, Somalia, Demokratische Republik Kongo und Zentralafrikanische Republik. Fast vier Millionen Menschen sind dort laut den Vereinten Nationen auf der Flucht. Und täglich werden es mehr.

Im sogenannten Khartoum-Prozess haben die EU-Außen- und Innenminister eine enge Kooperation mit den Staaten entlang dieser Fluchtroute beschlossen. Laut dem Aktionsplan vom April 2015 will Europa vor Ort unter anderem Polizisten, Staatsbeamte und Strafverfolger ausbilden, um gemeinsam mit den lokalen Regierungen die Netzwerke der Schlepper und Menschenhändler zu zerschlagen.

Seit Tagen suchen wir in Khartoum, einem Moloch aus Lehm und Beton mit mehr als sechs Millionen Einwohnern, nach dem Feind, den Europa zur Strecke bringen will. Doch sobald wir das Wort »Menschenhändler« erwähnen – in Regierungsbüros, bei der Polizei, in Cafés –, verstummen Gesprächspartner, schließen sich Türen, werden eben noch getroffene Verabredungen abgesagt. »Ihre Bosse wissen alles«, verrät uns ein Mann, der als Fahrer für eine Schlepperbande



Polizisten scheinen im Sudan oft in den Menschenhandel verwickelt zu sein.

gearbeitet haben soll. »Die machen kurzen Prozess mit dir.« Dann lässt er uns auf der Straße stehen.

Das millionenschwere Geschäft mit Afrikanern, die von einem besseren Leben in Europa träumen, zählt mit dem Waffen- und Drogenhandel nicht nur zu den einträglichsten und brutalsten Bereichen des organisierten Verbrechens auf dem Kontinent – es ist auch ebenso rigoros abgeschottet. Auf der Suche nach einem Anhaltspunkt fahren wir stundenlang an den Lehmhütten vorbei, die an den Rändern der Stadt bis an den Horizont reichen. Millionen von Menschen leben hier ohne Strom, ohne sauberes Wasser. In zerfallenden Gemäuern, die an eine Mischung aus Flüchtlingslager und Ruinenstätte denken lassen.

Sie kommen aus den sudanesischen Krisenregionen Darfur, Kordofan, Kassala und Blue Nile, aus dem Südsudan, Eritrea, Somalia, Äthiopien, dem Tschad, aus der Zentralafrikanischen Republik, dem Kongo und Burundi, selbst aus weit im Westen liegenden Staaten wie Nigeria, Mali und Mauretanien. Sie fliehen vor Krieg, Gewalt und Verelendung. Sechzig Prozent der Menschen in den Randbezirken von Khartoum sollen jünger als 28 Jahre sein. Und ausnahmslos alle, die wir fragen, wollen fort: nach Europa oder nach Amerika. Der Markt für Schlepper ist gewaltig.

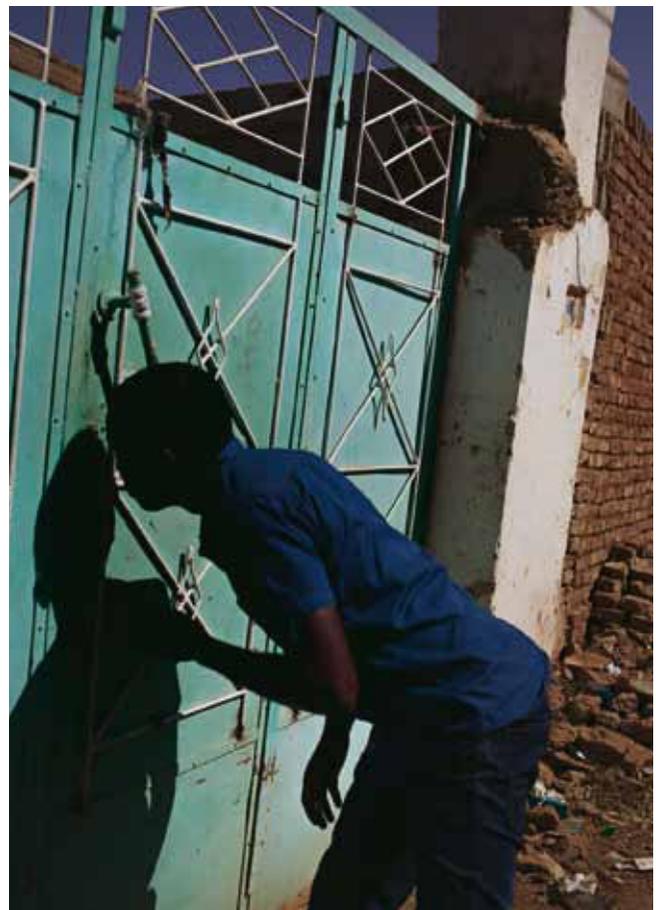
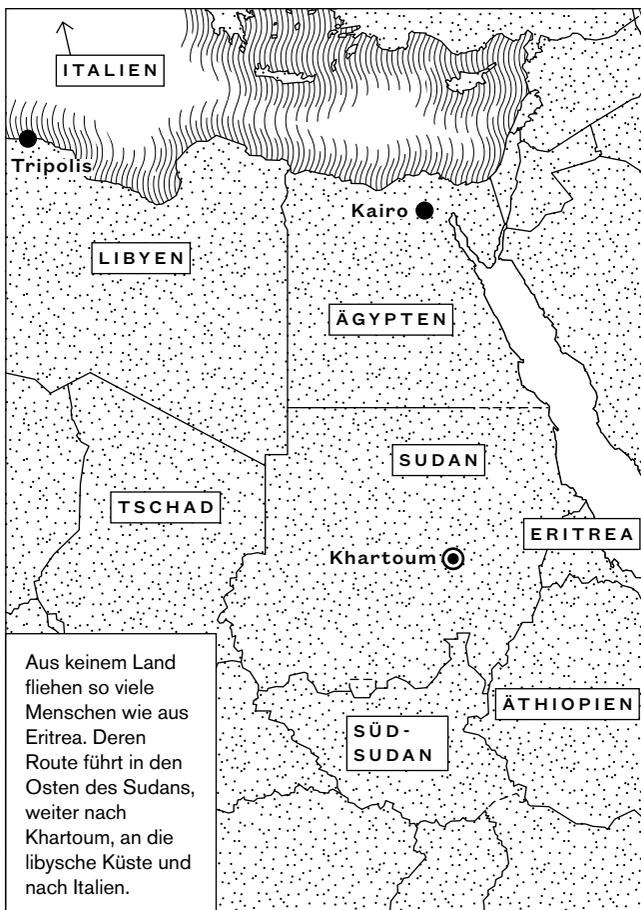
Tagelang kratzen wir nur an der Oberfläche. Das System Khartoum sträubt sich, stellt sich quer. Sudan, drittgrößter Flächenstaat Afrikas, mehr als fünfmal so groß wie Deutschland, grenzt südlich an Ägypten und Libyen und wird laut Amnesty International von einem der repressivsten Regimes auf dem Kontinent beherrscht. Der Staatspräsident Omar al-Baschir wird

Ein brutales Regime wie jenes in Eritrea gehört indirekt zu den wichtigsten Arbeitgebern der Schlepper

mit internationalem Haftbefehl wegen Völkermordes im Darfur-Konflikt gesucht. Sein National Intelligence and Security Service, kurz NISS, ein mit nahezu uneingeschränkter Macht ausgestatteter Geheimdienst, geht über Leichen. Zuletzt schossen NISS-Agenten mit scharfer Munition auf demonstrierende Studenten. Seit 2012 wurden mehr als 200 Menschen bei Protesten getötet. Viele durch Schüsse in Kopf, Brust oder Rücken.

Wen wir in der Regierung auch zum Geschäft mit den Flüchtenden befragen wollen: Er ist nicht erreichbar, krank, verweist. Von offizieller Seite haben wir keine Hilfe zu erwarten. Doch dann gelingt uns über einen Bekannten von früheren Besuchen im Sudan der Kontakt zu einem »Samsara«, einem Schlepper. Er schulde unserem Freund einen Gefallen, sagt er. Genaueres erfahren wir nicht. Nur dass der Samsara bereit ist, uns ins System Khartoum einzuführen.

In einem Lieferwagen mit stoffverhängten Scheiben fahren wir nach El Grief. Der Stadtteil im Osten Khartoums ist eine erste Anlaufstation für Neuankömmlinge aus den Nachbarländern. »Aus Eritrea über Schleichwege in den Ostsudan:



Die Schlepper ließen die Reporter nur ins Haus, wenn sie sich versichert hatten, dass gerade niemand drinnen war – sie wollten unter den Flüchtlingen keinen schlechten Ruf riskieren.

tausend Dollar«, sagt der Samsara, ein durchtrainierter Mittvierziger mit Ray-Ban-Sonnenbrille und einem Klumpen Kautabak unter der Oberlippe. Der Wagen ächzt durch tiefe Schlaglöcher. An kleinen Läden sind eritreische Schriftzeichen zu erkennen. In staubigen Gassen sammeln sich Abwässer, unter einer Akazie brennt Plastikmüll.

Vor einem einstöckigen Backsteinhaus mit Flachdach steigt der Samsara aus und schließt ein rostiges Metalltor auf. Drinnen am Boden liegen zerschlossene Matten. Ein Wassereimer dient als Dusche, die Toilette ist ein Erdloch. »Verbindungshaus«, sagt der Samsara. »Für vierzig von denen.« Gerade warte er auf neue Flüchtlinge aus Eritrea.

Eritrea grenzt im Westen an Sudan und reicht bis an die Küste des Roten Meeres, oberhalb des Horns von Afrika. Unter der eritreischen Militärdiktatur gibt es keine Wahlen, keine Verfassung, kein funktionierendes Rechtswesen. Die Vereinten Nationen werfen dem Regime schwere Verstöße gegen die Menschenrechte vor: erzwungener und zeitlich unbegrenzter Militärdienst für Männer und Frauen, Isolationshaft, Vergewaltigungen, willkürliche Hinrichtungen.

Eritrea ist ein Einparteienstaat mit strikter Planwirtschaft und das drittärmste Land der Welt. An seinen Grenzen patrouillieren Soldaten mit Schießbefehl. Niemand soll Eritrea unerlaubt verlassen. Human Rights Watch bezeichnet das Land als »gigantisches Gefängnis«. Die einzige Möglichkeit, ihm zu entkommen: Flucht.

Und die gelingt meistens nur mit Schleppern. Das Regime in Eritrea gehört indirekt zu ihren wichtigsten Arbeitgebern:

Aus keinem anderen afrikanischen Land fliehen so viele Menschen. Eine Million Eritreer sind weltweit im Exil, ein Sechstel der gesamten Bevölkerung. Nur die Schlepper wissen, wie sie die Grenzpatrouillen umgehen können. Nur sie kennen die Schleichwege durch die mondähnliche Öde über die Grenze in den Sudan, wo alle Wege früher oder später in ein Verbindungshaus in der Hauptstadt Khartoum führen.

»Ostsudan nach Khartoum: 3000 Dollar«, sagt der Samsara und spuckt den Kautabak in die Ecke. Wir prüfen die Preise später bei Geflühtabak in Deutschland. Sie stimmen. Seine Eritreer übernehme er kurz vor der Stadtgrenze von Schleppern aus dem Ostsudan, erklärt der Samsara und stopft sich einen neuen Klumpen unter die Oberlippe. In Khartoum quartiert er sie in Verbindungshäusern ein, bis er genügend Passagiere für die sieben Tage lange Fahrt auf Pick-ups durch die Sahara zur libyschen Grenze hat. Dort übergibt er sie an die nächsten Schlepper. »Khartoum nach Tripolis, libysche Mittelmeerküste: 3000 Dollar.« Die Überfahrt nach Italien koste noch mal so viel.

Wir waren davon ausgegangen, die Khartoum-Route sei ein einziges 5000 Kilometer langes Chaos. Doch je weiter wir mit dem Samsara nach El Grief hineinfahren, immer tiefer ins System Khartoum, durch staubige Seitengassen, vorbei an eritreischen Billardstuben und Cafés, desto mehr begreifen wir: Die Khartoum-Route ist alles andere als chaotisch. Die Etappen sind genau unter den Schlepperbanden aufgeteilt. Die Logistik ist ausgeklügelt, das Geschäft straff organisiert.

»In Khartoum acht Schmugglerringe«, sagt der Samsara im Auto und zeigt alle paar hundert Meter auf das Eisentor eines



Um Platz zu sparen, werden die Wasserflaschen der Flüchtlinge oft außen an den Lastwagen befestigt. Dort gehen sie leicht kaputt – viele Flüchtlinge verdursten.



Eritreische Lokale wie dieses sind in Khartoum keine Seltenheit.

Verbindungshauses. »Mehr als zwanzig Ringe in Eritrea, Sudan und Libyen.« Bezahlt wird nicht im Voraus. Erst wenn der Samsara seinen Kunden an der vereinbarten Station auf der Migrationsroute abliefert, ruft der einen Verwandten an. »Meistens in Europa, im Exil.« Der Kunde selbst bleibt als Faustpfand des Samsara im Verbindungshaus, bis der Verwandte den vereinbarten Betrag in Frankfurt, Zürich oder Stockholm einem Mittelsmann übergibt. Im Gegenzug erhält er einen Code aus Buchstaben und Zahlen. Und die Handynummer des Samsara. »Mann ruft aus Deutschland an«, sagt er und rückt mit dem Daumen den Klumpen unter der Oberlippe zurecht. »Wenn Code stimmt, Bruder frei.«

Aus dem Handschuhfach zieht der Samsara ein zerknülltes Papier und streicht es mit der Hand auf den Armaturen glatt. Zwischen krakeligen Schriftzeichen sind Skizzen zu erkennen, die an kindliche Schatzkarten erinnern: Wege, Pfeile, kleine Kreuze und Kreise. »Reiseführer«, sagt der Samsara und lacht; Kautabak spritzt an die Windschutzscheibe. »Lonely Planet für Flüchtlinge!«

Die Autoren solcher Blatt- und Zettelsammlungen sind Flüchtende, die auf ihrem Weg nach Europa eine Etappe hinter sich gebracht haben. Ihre Notizen fotografieren sie mit dem Handy und geben sie per Whatsapp an ihre Nachfolger weiter. Sie enthalten detaillierte Informationen über Unterkünfte, Transportwege, Preise und vertrauenswürdige Schlepper, die in knallhartem Wettbewerb um ihre Kunden stehen. »Guter Ruf«, sagt der Samsara. »Beste Werbung.«

Doch der Boom seiner Branche verdankt sich weniger einer guten Reputation. Es mag paradox klingen: Angekurbelt wird der Menschenschmuggel vor allem von der Flüchtlingspolitik Europas. »Wir müssen das Leben dieser armen Menschen retten«, forderte kürzlich der britische Premierminister David Cameron – und bot »das Flaggschiff der Marine, drei Hubschrauber und drei Küstenschutzboote« an, um Schlepperbanden zu zerschlagen und die »Tragödie« im Mittelmeer zu beenden.

Doch aus Sicht dieser »armen Menschen« sieht die Realität ganz anders aus. »Um in Europa Asyl beantragen zu können, muss ich erst meinen Fuß auf europäischen Boden setzen«, sagt uns Filmon, ein 21-jähriger Flüchtling aus Eritrea, in einem Billardzimmer in Khartoum. »Aber das Visum, das ich dafür bräuchte, stellt in Afrika keine Botschaft aus.«

Europa schottet sich seit Jahren mit strengen Einreisebestimmungen, Zäunen und Stacheldraht gegen Schutzsuchende ab. Im Mittelmeer machen Kriegsschiffe Jagd auf Schlepper, um sie zu verhaften und ihre Boote zu beschlagnahmen, notfalls mit Waffengewalt. Auch die Bundeswehr beteiligt sich mit zwei Schiffen und bis zu 950 Soldaten an der Militäroperation Eunavfor Med, die einer Seeblockade ähnlich weite Teile der libyschen Küste abriegelt.

»Europa ist dicht«, sagt Filmon im Billardzimmer in Al Sahafa, einem Stadtteil im Osten von Khartoum, wo Tausende Eritreer untergekommen sind. »Nur die Samsara können dich reinbringen.« Junge Männer beugen ihre drahtigen Körper über den grünen Filz. Statt mit Stöcken stoßen sie die Kugeln mit den Händen über den Tisch, wie es am Horn von Afrika üblich ist. Sie kennen die Fernsehbilder sinkender Boote und gestrandeter Leichen am Mittelmeer, die Namen in der Sahara verdursteter Landsleute und die Nachrichten über verstümmelte Hände und Füße in den Foltercamps der Menschenhändler.

Doch sie kennen auch all die Fotos, die ihre Verwandten und Freunde aus der Diaspora auf Facebook posten. Sie wissen, dass sie vor ein, zwei Jahren mit leeren Händen aufgebrochen sind und wie viel Geld sie jetzt jeden Monat nach Hause schicken. Wie ihre Vorbilder in Deutschland oder Schweden wirklich leben, wissen sie nicht. So wächst der Mythos. Und mit ihm die Nachfrage nach den Diensten der Schlepper, die ihnen helfen sollen, die wachsende Ungleichheit zwischen ihren Herkunftsländern und Europa zu überwinden. Und die Hindernisse, die auf dem Weg dorthin errichtet werden.

»Zur Zeit der Sklaverei in Amerika gab es Leute, die Schwarze aus dem Süden in den sicheren Norden brachten – heute sind sie Helden«, sagt Filmon im Billardzimmer, und die anderen nicken. »Auch die Samsara wird die Welt eines Tages feiern, weil sie Millionen Menschen in die Freiheit geführt haben.«

Etliche Flüchtlinge aus dem Horn von Afrika werden entführt und gefoltert, um Lösegelder zu erpressen

Doch auf der Khartoum-Route sind die Grenzen zwischen Schleppern und Kidnappern fließend. Zu Beginn mögen sich Migranten ihr Reiseziel noch selbst aussuchen und ihre Geschäftspartner dafür bezahlen, sie dort hinzubringen. Wenn ihnen unterwegs aber das Geld ausgeht, schlägt die freiwillige Vereinbarung oft in Entführung und Folter um.

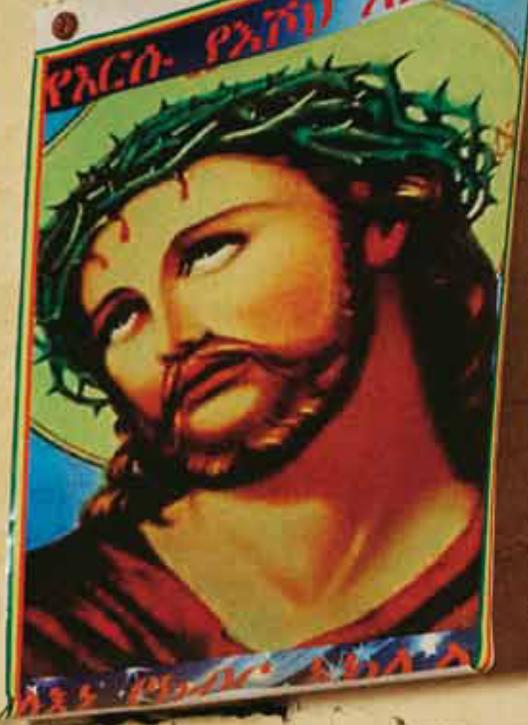
»Sie zwangen mich, meine Familie anzurufen, und brannten mich mit einem heißen Eisen, damit ich am Telefon schrie«, erzählt uns Abdel, ein winziger Eritreer mit hochgezogenen Schultern und zerkratzten Armen, in seiner Lehmhütte am Stadtrand von Khartoum. »Sie hängten mich an der Decke auf, gaben mir Elektroschocks und zogen mir Fingernägel mit der Zange. Einen von uns hängten sie zwei Tage an der Decke auf – wir sahen zu, wie er starb.«

Bis zu 30 000 Flüchtende aus dem Horn von Afrika sind laut den Vereinten Nationen seit 2009 gekidnappt und gefoltert worden, um Lösegelder zu erpressen. Fast alle Frauen wurden sexuell angegriffen oder vergewaltigt. Das Durchschnittsalter der Geiseln liegt bei 18 Jahren. Unter den Opfern sind viele Kinder, die als Kindersoldaten oder Sexsklaven verkauft werden sollen. Die Tentakel der Menschenhändler reichen aus Sudan und Eritrea bis nach Libyen und Ägypten, auf die Sinai-Halbinsel und in die arabischen Golfstaaten.

Syndikate des Menschenhandels. Tausendfache Geiselnahme und Folter. Durchorganisierte Fluchtrouten. Militärdiktaturen und skrupellose Geheimdienste. Und immer mehr Flüchtende, die den Markt mit der Massenware Mensch befeuern. Je weiter wir uns im System Khartoum vorantasten, desto klarer wird: Die Herausforderung, vor der Europa angesichts des Flüchtlingsandrangs in Nordostafrika steht, ist sehr viel kleinteiliger, komplizierter und unabsehbarer, als es das simple Mantra der Schlepperbekämpfung behauptet. ▶

Seine
Unterkunft
in Khar-
toun teilt
sich Yonas
mit fünf
anderen
Flüchtlin-
gen. Er
fürchtet,
getötet zu
werden,
wenn er auf
unseren
Fotos zu
erkennen
wäre.





»Eher mechanische Maßnahmen wie Schlepperbekämpfung können Wanderungsbewegungen nach Europa nicht reduzieren und schon gar nicht stoppen«, glaubt auch Jochen Oltmer, Migrationsforscher an der Universität Osnabrück. »Solange es keine sicheren, legalen Wege für die Einreise gibt, wird die sogenannte illegale Migration weiter zunehmen – und die Geschäfte der Schlepper werden blühen.«

Europa, meint Oltmer, müsse in großem Umfang in die Resettlement-Programme des UN-Flüchtlingshilfswerks investieren, in denen sich Menschen in Not ein neues Leben aufbauen können, indem sie sich dauerhaft in Europa ansiedeln. Darüber hinaus müssten Afrikaner in europäischen Botschaften in ihren Herkunftsländern ein Visum beantragen können. Für Bürger bestimmter Krisenstaaten könnte die Visumspflicht ganz ausgesetzt werden. »Dazu Quoten und Lotterien, bei denen Tickets für eine legale Einreise verlost werden wie in den USA«, sagt Oltmer. Alles nicht neu. Doch europäische Politiker wehren sich dagegen. Aus Angst, von ihren Wählern bestraft zu werden.

Auf seiner Eisenpritsche in der Lehmhütte kratzt sich Abdel an den Armen. Seine Augen zucken nervös, die Pupillen drehen sich nach oben, während er uns auf dem Handy Fotos von den Kidnappern zeigt. Niemand weiß, wer sie gemacht hat. Sie zirkulieren unter den Opfern. Abdel hat seine Peiniger darauf wiedererkannt: Männer mit kantigen Gesichtszügen und heller Haut in langen Gewändern, ihre Schnellfeuergewehre an Riemen um die Schultern gehängt. Abdel kann seinen Blick nicht von ihnen lösen. Wie verrückt kratzt er sich an den Armen. Als wollte er aus seiner Haut. Dann flüstert er mit zitternder Stimme: »Rashaida!«

Das Volk der Rashaida ist in der Mitte des 19. Jahrhunderts aus Saudi-Arabien nach Nordostafrika eingewandert. Rund 250 000 dieser muslimischen Kamelnomaden leben in Zelten auf beiden Seiten der eritreisch-sudanesischen Grenze und kontrollieren ein ausgefeiltes Netz aus Schmuggelwegen. Einer ihrer Führer gehört laut den Vereinten Nationen zu den Bossen des organisierten Menschenhandels im Sudan: Mabrouk Mubarak Salim ist seit 2007 Minister in der Regierung in Khartoum. Derzeit ist er zuständig für Fischerei und Fleischwirtschaft.

Für uns ist er nicht zu sprechen, doch sein Stellvertreter empfängt uns in seinem Büro. »Einige wenige Rashaida bringen Flüchtlinge in ihren Geländewagen von A nach B und werden dafür bezahlt wie Taxifahrer«, sagt Hamid Mohamed Hamid, ein kleiner Mann mit knochigen Wangen und straff zurückgekämmtm Haar. »Mit Entführungen und Folter hat mein Volk nichts zu tun.«

Aber was ist mit den Aussagen der Opfer? Warum beschuldigen sie einhellig die Rashaida? Hamid wippt auf einem Lederstuhl und durchbohrt uns mit seinem Blick. »Die Flüchtlinge können die Stämme im Ostsudan nicht unterscheiden«, sagt er schließlich. »Diese Leute sehen jemanden in einem langen Gewand mit einer Kalaschnikow – und rufen: Rashaida!«

Seit Jahrzehnten schränkt die sudanesischen Regierung den Zugang dieser Hirten zu Weideland ein. Die Polizei beschlagnahmt willkürlich ihr Vieh. Die Kamelzucht liegt am Boden. Sind die Rashaida deshalb auf den Menschenhandel umgestiegen? Hamid Mohamed Hamid winkt ab. »Wir sind nur die Sündenböcke«, sagt er und zeigt zum Zeichen der Unschuld



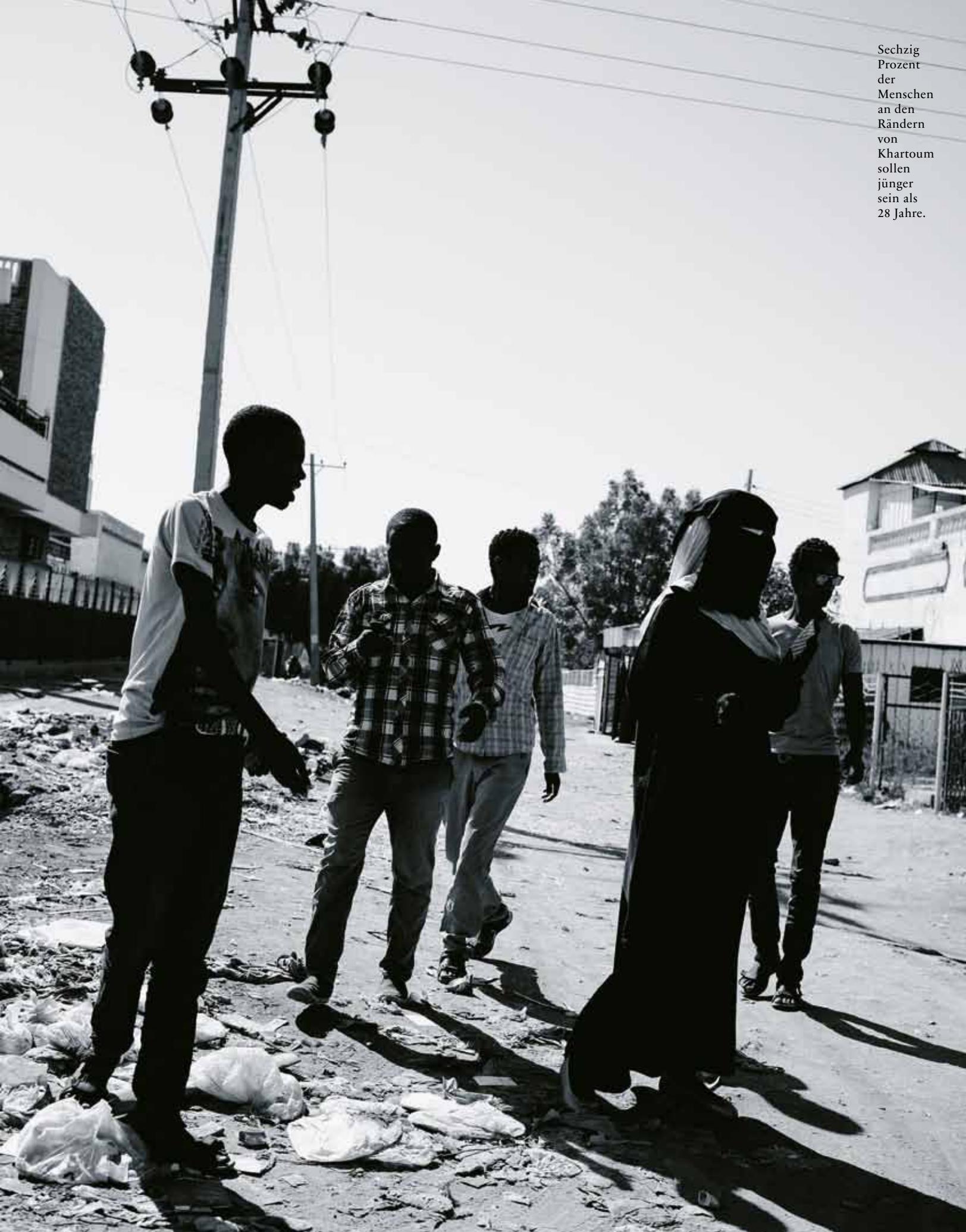
Hamid Mohamed Hamid ist stellvertretender Minister im Sudan – und beschimpft Politiker der eigenen Regierung als Entführer und Folterer.

»Hinter dem Menschenhandel stecken Polizisten, Soldaten, Leute vom Geheimdienst und Politiker bis in die höchsten Positionen«

seine Handflächen. »Die wahren Kidnapper und Folterer – das sind Angehörige der Polizei, der Armee, des Geheimdienstes und Politiker der sudanesischen Regierung.« Sind er und sein Chef nicht Teil dieser Regierung? In erster Linie, sagt Hamid Mohamed Hamid, sei er ein Vertreter seines Volkes, der Rashaida. Und damit ein Oppositioneller.

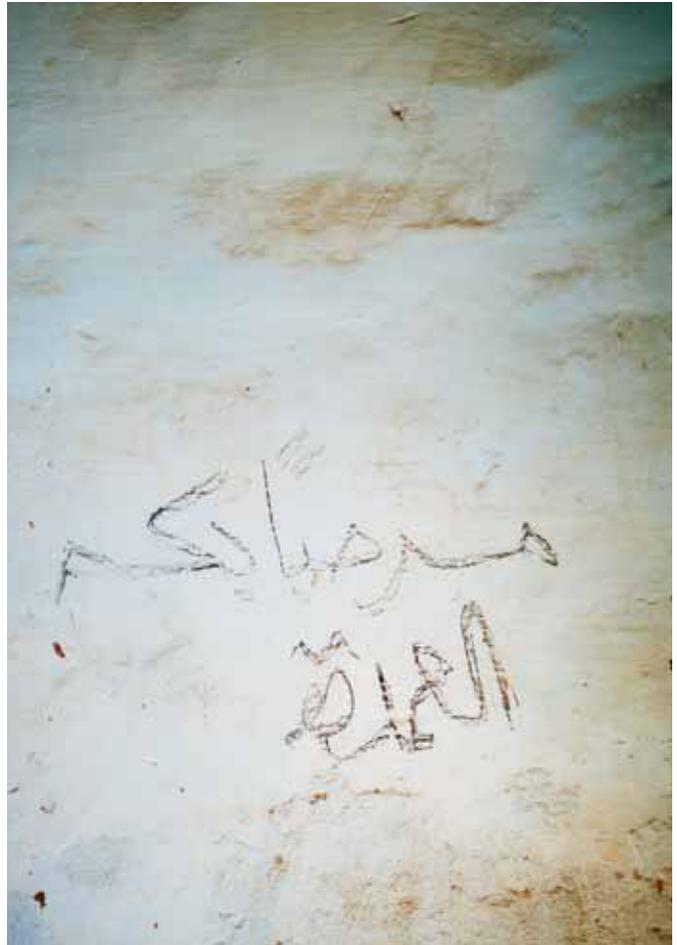
Polizisten und Soldaten, die Flüchtlinge entführen und foltern? Politiker, die Mädchen und Jungen als Kindersoldaten und Sexsklaven verkaufen? Omar El Sheikh glaubt, dass dies keine Verschwörungstheorie ist. Seit Jahren durchleuchtet der sudanesischen Menschenrechtsaktivist die Netzwerke der Schlepper, er hat die Spuren der Kidnapper und Folterer bis nach Eritrea und Ägypten verfolgt. Auch Omar El Sheikh ist überzeugt: »Hinter dem Menschenhandel stecken Polizisten, Soldaten und Offiziere, Leute vom Geheimdienst und Politiker im Sudan – bis in die höchsten Positionen. Und die Rashaida sind ihre Handlanger.«

Sechzig
Prozent
der
Menschen
an den
Rändern
von
Khartoum
sollen
jünger
sein als
28 Jahre.





Links: Auf den Straßen von El Grief in Khartoum. Rechts: Der Aktivist Omar El Sheikh versucht die Hintermänner des Menschen schuggels zu entlarven.



Links: Der »Samsara«, der die Preise der Flucht etappen nennt, vor seinem Verbindungshaus für eritreische Flüchtlinge. Rechts: »Willkommen, Chef« steht an dieser Wand eines Flüchtlingshauses.

Human Rights Watch spricht ebenfalls von einer »engen Zusammenarbeit« und hat zahlreiche Fälle dokumentiert, in denen Angehörige von Polizei und Militär eritreische Flüchtende direkt an Menschenhändler verkauften, die dann die Flüchtlinge folterten, um Lösegelder zu erpressen. Mehrere Übergaben fanden in Polizeistationen statt.

Im Khartoum-Prozess will Europa in den Ländern an der Migrationsroute Polizisten und Staatsbeamte ausbilden, damit sie Schlepper und Menschenhändler bekämpfen. Doch im Sudan regiert ein mutmaßlicher Völkermörder mit seinem Geheimdienst. Und Polizisten und Beamten mischen, wie es scheint, selbst im Schleppergeschäft mit.

In Khartoum wird uns ein internes EU-Dokument zugespielt, unterzeichnet vom Lenkungsausschuss des Khartoum-Prozesses: Akte DS 1250/15 vom 27. April 2015. Daraus geht hervor, dass Europa auch in Eritrea die »personellen und institutionellen Ressourcen der Regierung stärken« will. Die brutalste Diktatur auf dem Kontinent soll die »illegale Migration« bekämpfen. Im Namen Europas.

»Europa rüstet verbrecherische Regierungen auf, damit sie Schutzsuchende an der Flucht hindern und so weniger Menschen an den Außengrenzen ankommen«, warnt Günter Burkhardt, Chef der deutschen Menschenrechtsorganisation Pro Asyl. »Das Ausmaß der geplanten Kooperation im Rahmen des Khartoum-Prozesses ist katastrophal.«

Auf dem Flüchtlingsgipfel in Malta im vergangenen November sicherte die EU afrikanischen Regierungen – darunter Sudan und Eritrea – zusätzlich 1,8 Milliarden Euro zu, damit sie verhindern, dass Afrikaner nach Europa kommen. Ganz oben auf dem vereinbarten Aktionsplan: die Bekämpfung der Schlepper. Sind ihre Netzwerke erst zerschlagen, bleiben Flüchtende Europa fern – und in ihren Herkunftsländern der brutalen Willkür von Despoten und ihren Schergen ausgeliefert.

»Ihr braucht uns, um euer Flüchtlingsproblem zu lösen?«, fragt uns in Khartoum ein pensionierter Mitarbeiter des Geheimdienstes; die eine Hand hält er auf wie ein Almosenempfänger, mit dem Daumen der anderen entschert er eine imaginäre Pistole. »Wir helfen euch gern: Gebt uns eure Millionen und haltet den Mund, wenn wir aufmüpfige Studenten erschießen.« Geld gegen Schutzsuchende, auf Kosten von Demokratie und Menschenrechten: Der Tauschhandel offenbart die Logik einer gescheiterten Flüchtlingspolitik in Afrika, die ignoriert, dass die Menschen dort vor genau den Regimes fliehen, die sich Europa unter dem Deckmantel der Schlepperbekämpfung zu Partnern macht.

»Wir dürfen und werden es nicht dulden, dass diese Verbrecher aus bloßer Profitgier massenhaft Menschenleben opfern«, sagt der Bundesinnenminister Thomas de Maizière und verurteilt den »grenzenlosen Zynismus der Schleuser«. Europas Zynismus kaschiert er: Legitimiert durch den humanitären Anstrich, die Machenschaften der »Sklavenhändler« und »Terroristen« zu bekämpfen, und gestärkt durch jedes weitere gekenterte Boot im Mittelmeer, jedes weitere angeschwemmte Flüchtlingsbaby, jede weitere Blutrünstigkeit, die von den Fluchtrouten – auch in Reportagen wie dieser – an die Öffentlichkeit dringt, ziehen die europäischen Grenzschrützer ihre Strippen, damit Flüchtende so weit entfernt wie möglich abgefangen werden.

Denn wenn sie vor den Toren Europas erst in Zelten aus zerrissenen Säcken und Plastikfetzen campieren, wenn sie vor Kälte oder Hunger kollabieren und ihre Kinder mit verschmierten Gesichtern in die Kameras weinen, bleibt Europa nichts anderes übrig, als sich auf seine vielbeschworenen Werte zu besinnen und sie aufzunehmen. Europas Offensive gegen die Schlepper ist ein verlogener Krieg.

Bis zuletzt sträubt sich das System Khartoum gegen uns. Merhawit, 22, eine bildschöne Eritreerin mit großen braunen Augen, will nicht mit uns gesehen werden – aus Angst, ihre Peiniger könnten als Polizisten oder Geheimagenten an unseren Fersen kleben. Nach tagelangem Hin und Her findet unser Treffen schließlich im Auto statt. Der Fahrtwind lässt die Stoffvorhänge an den Scheiben flattern und Merhawits Wangen rötlich schimmern, während sie einen Verschlag aus Ästen und Ziegenleder beschreibt, »kaum größer als ein Sarg«. Darin hätten die Menschenhändler sie an einem Pflöck am Boden festgebunden.

»Statt fragwürdiger Allianzen mit Diktaturen muss Europa sichere Wege für eine legale Einreise schaffen«

»Sie standen in der Wüste Schlange«, sagt Merhawit. Ihr Haar ist unter einem Kopftuch nach hinten geflochten, auf ihre Fingernägel hat sie kleine rosafarbene Punkte getupft. In den ersten Tagen habe sie ihre Vergewaltiger gezählt. »Ich dachte, bei fünfzig sei sicher Schluss.« Das habe ihr innerlich Kraft gegeben. Doch mit den Wochen seien es immer mehr geworden, und irgendwann habe sie aufgehört zu zählen. Ihre Geschichte teile sie nur mit uns, sagt sie im Auto, weil sie hoffe, dass sich etwas ändern werde, wenn Europa mehr von den Grausamkeiten auf der Khartoum-Route erfahre.

Wir sind in den Sudan gereist, um das Mantra der Schlepperbekämpfung zu ergründen – und in einer Sackgasse gelandet: Wenn Initiativen wie der Khartoum-Prozess eher verbrecherische Regime aufrüsten, statt den Menschen zu helfen; wenn mit Schleppernetzwerken auch überlebenswichtige Fluchtmöglichkeiten zerschlagen werden; wenn der scheinheilige Krieg nur ein Mittel ist, um Schutzsuchende von den Außengrenzen fernzuhalten – soll Europa dann am Horn von Afrika besser nichts gegen Schlepper und Menschenhändler tun? Und Menschen wie Merhawit im Stich lassen? In den Fängen von Kidnappern, Folterern und Vergewaltigern?

»Die Ruckzuck-Lösung gibt es nicht«, sagt der Migrationsforscher Jochen Oltmer von der Universität Osnabrück. »Statt Menschen durch fragwürdige Allianzen mit Diktaturen abzuwehren, muss Europa in großem Umfang sichere Wege für eine legale Einreise schaffen.« Darüber hinaus müssten in Städten wie Khartoum »Entwicklungs- und Wachstumskerne«



Merhawit
hörte ir-
gendwann
auf, ihre
Vergewal-
tiger zu
zählen. Ihr
Traum ist,
Krankens-
chwester
in Frank-
furt zu
werden.



Wenn das Tor eines »Verbindungs-hauses« aufgeht – was dann? Der Flüchtling auf dem Bild links hat bereits viermal vergeblich versucht, nach Europa zu gelangen.

aufgebaut werden – jenseits herkömmlicher Entwicklungshilfe und unterhalb des Radars der Regime. »Warum«, fragt Oltmer, »arbeiten deutsche Universitäten nicht etwa direkt mit Universitäten in Khartoum zusammen?« Dies funktioniert zwar auch nur mit der Zustimmung der Regierung, doch danach könnten Studierende zu Praktika ausgetauscht, Lehrkräfte fortgebildet, gemeinsam Labore aufgebaut und Forschung betrieben werden. So würden kritisches Potenzial in der Zivilgesellschaft gefördert, gegenseitiges Verständnis der jeweiligen Lebensumstände entwickelt – und Perspektiven entstehen, damit die Menschen erst gar nicht aufbrechen müssen.

Auch Kooperationen zwischen Schulen, Krankenhäusern, Arztpraxen und Unternehmen kann sich Jochen Oltmer vorstellen. »Solche Initiativen gibt es schon im Kleinen«, sagt der Migrationsforscher, »aber sie müssen viel stärker institutionalisiert und mit Mitteln der Entwicklungszusammenarbeit ausgestattet werden.« Die Gelder würden dann nicht über Staatshaushalte mit korrupten Regimes abgerechnet, sondern direkt zwischen den Institutionen. »So könnten wir Schleppern und Kidnappern langfristig den Teppich unter den Füßen wegziehen.«

Menschen wie Merhawit, die im Moment auf der Flucht sind, hilft dies freilich nicht. Nach 13 Monaten in den Händen der Vergewaltiger brachte ihre Familie endlich 35 000 Dollar Lösegeld auf. »Doch statt mich freizulassen«, sagt sie im Auto, »verkauften sie mich an die nächste Bande.« Und die Miss-handlungen gingen weiter.

Als sie schon nicht mehr gehen, nicht mehr sprechen oder schlucken konnte, warfen ihre Peiniger sie in die Wüste. Wie

durch ein Wunder hat sie überlebt: Ausgerechnet Kamelnomaden vom Stamm der Rashaida, die am Menschenhandel beteiligt sein sollen, fanden sie, versorgten ihre Wunden und brachten sie zu einer Zeltstation des Roten Halbmonds.

Merhawit hat Qualen jenseits aller Vorstellungskraft erlebt. Doch nie kommt sie uns wie ein Opfer vor. Aufrecht sitzt sie im Auto. Ihr Blick hält dem unseren stand. Sie klagt nicht, weint nicht. Wie alle Flüchtenden, die wir unterwegs getroffen haben, ist sie entschlossen, ihr Leben in die Hand zu nehmen. Merhawit hat ganz konkrete Pläne. »In Frankfurt Krankenschwester zu werden«, sagt sie mit fester Stimme. »Menschen zu pflegen und zu heilen, egal welche Hautfarbe sie haben.«



MICHAEL OBERT und
MATTHIAS ZIEGLER

Die Recherche in Khartoum war nicht nur mühsam, sondern auch gefährlich: Ein ums andere Mal mussten der Autor und der Fotograf Gespräche abbrechen oder nach wenigen Bildern die Flucht ergreifen, weil sie auf offener Straße bedroht wurden. Beide würden sehr gern erfahren, wie es den Flüchtlingen, die sie bei ihren Recherchen kennengelernt haben, weiter ergeht. Doch die Flüchtlinge meiden soziale Netzwerke, und auf ihren Handys sind sie kaum zu erreichen. Obert und Ziegler müssen hoffen, zufällig oder über mehrere Ecken wieder von ihnen zu hören.